

CHRISTIAN BENNE

Matthias Buschmeier: *Poesie und Philologie in der Goethe-Zeit. Studien zum Verhältnis der Literatur mit ihrer Wissenschaft.*
Tübingen: Niemeyer 2008 (= Studien zur deutschen Literatur 185),
490 S. € 79,95. ISBN 978-3-484-18185-4

Selten sind der Philologie die Leviten auf philologischere Weise gelesen worden. Grundgelehrt und auf der Höhe der Forschung werden Gelehrsamkeit und Wissenschaft der Prozess gemacht. Der Verfasser schlägt sich auf die Seite der Dichtung und argumentiert bestechend für jene Strategien, die als ihre Reaktion auf die disziplinäre und institutionelle Festigung der Philologie interpretierbar sind. Literatur zwischen Herder und Arnim, so die Grundthese, habe sich der ihr gewidmeten Wissenschaft dergestalt erwehrt, dass sie ihrerseits philologische Muster und Motive aufnahm und produktiv machte: durch Herausgeberfiktionen, das Spiel mit der Figur des Sammlers oder der Archivfunktion der Literatur, durch Redaktion, Kommentar usw. Ausgangspunkt ist die Luhmann'sche Analyse vom Beobachten des Beobachters, wobei der systemtheoretische Ansatz, der unter Rücksicht auf die Prämissen vor allem im dichten Schlusswort überzeugt, dankenswerterweise meist bescheiden in den Hintergrund tritt, von einzelnen sprachlichen Reminiszenzen (>Koppelung<, >Ausdifferenzierung<, >anschlussfähig<) einmal abgesehen. Die Verneigung vor der Kybernetik scheint indes weniger methodisches Feigenblatt als vielmehr Mittel zur Abkühlung der eigenen ästhetischen Emphase zu sein – gleichsam um das Buch überhaupt noch in wissenschaftlich genießbarer Form anbieten zu können. Lediglich historische Studie zum besseren Verständnis der Goethezeit will die Dissertation nämlich gerade nicht sein. Mehr als einmal muss sich die Philologie den Vorwurf gefallen lassen, der *philia*, die sie verpflichtend im Namen führt, nicht gerecht zu werden. Eingefordert wird ein explizit erotisches statt eines gewaltsamen Verhältnisses zum Gegenstand (beides schließt sich, wie wir wissen, freilich nicht immer und unbedingt aus). In ihrem Untertitel spricht die Studie offenbar ganz bewusst von einem Verhältnis der Literatur mit ihrer Wissenschaft, statt von einem unterkühlten Verhältnis zu oder zwischen. Sie endet in dem verheißungsvollen Satz:

Matthias Buschmeier: Poesie und Philologie in der Goethe-Zeit

- 196 Bleibt dem philologischen Autor am Ende nur die kritische Maske abzustreifen und sich endlich als sein Dichter zu phantasieren, gleiche Aufnahme für sein Werk hoffend wie dieser. (S. 455).

Das klingt schlimmer als es klingt. Tatsächlich ist das Buch über weite Strecken brillant formuliert. Nur steht für den Verfasser eben fest, dass die Philologie, in welchen Deckmantel der Dienerschaft am Text sie sich auch hüllen möge, in Wahrheit immer die Herrschaft über den poetischen Text anstrebt. Sie ist Sammelterminus für einen gewaltsamen Zugriff, unter dem das Objekt zu ersticken droht. Zeiten, in denen die Philologie angeblich dominiert oder gar triumphiert, erscheinen als kulturelle Krisen- oder Niedergangsepochen; keine Frage: Buschmeier hat auch und vor allem heutige Zustände im Blick:

Die Philologie hat der Literatur nicht mehr viel zu sagen und diese schert sich immer weniger um deren Analysen. Dieser Vorwurf trifft nicht nur eine auf Text- und Editionsprobleme fixierte Philologie, sondern ebenfalls die interpretierende Literaturwissenschaft, deren Arbeit den Literaten nur mehr Ärger ist. (S. 454)

Die Goethe-Zeit erscheint dagegen einmal mehr als goldenes Zeitalter, das auch für die Zukunft Vorbildcharakter annehmen sollte, denn offenbar war es das Paradies nicht zuletzt einer Philologie, der die Kluft zur Dichtung nicht unüberbrückbar schien. Während bei Herder noch alles in schönster organischer Ordnung ist – Philologie und Dichtung leben einträchtig und einander befruchtend Seite an Seite – bricht die Entwicklung im neunzehnten Jahrhundert auseinander, wie sich am Unterschied des radikalen Historismus eines Jacob Grimm im Gegensatz zum Dichterphilologen Brentano zeigen lässt. Hinzu kommt die Schule Friedrich August Wolfs, seit dessen *Prolegomena ad Homerum* die Philologen sich zunehmend selbst zu Verfassern der von ihnen bearbeiteten Werke aufschwingen. Als Historismus und Textkritik ihre schlechtesten Eigenschaften vereinen, gerät die Entwicklung im Laufe des 19. Jahrhunderts auf die schiefe Bahn. Philologen ermächtigen sich nun der Literatur auf deren Kosten und instrumentalisieren sie allein, um ihren Status als selbsternannte Hüter der Kultur zu erhalten.

Christian Benne

Cum grano salis scheint in der Anlage der Arbeit eine uneingestandene nietzscheanische Denkfigur durch, in dem Sinne, dass Philologie und Literatur bei Buschmeier sich von Natur aus agonal gegenüberstehen und zumindest in der deutschen Literatur um 1800 so perfekt austariert sind, dass sie sich gegenseitig zu Höchstleistungen anspornen. Sobald die Waagschale allerdings, wie geschehen, zuungunsten der Literatur ausschlägt, gilt es, an ihrer Wiedergeburt aus dem Geist einer Art negativen Philologie zu arbeiten. Als Anregerin eines neuen schöpferischen Zeitalters hätte die Philologie dann, ganz wie bei Nietzsche, eine neue Berechtigung.

Zur Unterstützung seiner These kann Buschmeier aus dem Vollen seiner stupenden Kenntnisse der Literaturgeschichte schöpfen, aber auch der Romantheorie und sogar der theologischen Debatten des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Allein schon die Fülle origineller Beobachtungen und Einsichten, etwa zu Schriften Herders, Wielands, Arnims, besonders natürlich auch Goethes, der im Zentrum der Abhandlung steht, macht das Buch lesenswert. Erklärt und interpretiert werden nicht nur erwartbare Texte wie *Goethes Noten und Abhandlungen zum West-östlichen Divan*, sondern auch abgelegene wie Wielands *Hexameron von Rosenhain*, einer Trouvaille für das Thema. Neuland betritt Buschmeier auch bei Friedrich Schlegel, der neben und vielleicht sogar noch vor Goethe das geheime Zentrum der Studie bildet und dessen lange vernachlässigte Herkunft aus der Philologie hier endlich einmal zu ihrem Recht kommt. Schlegel ist zugleich die größte Herausforderung, da er Philologie in einer für Buschmeier durchaus problematischen Weise reflektiert und praktiziert hat, man denke nur an seine Kompilation aus Lessings Schriften von 1804 (*Lessings Gedanken und Meinungen aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von Friedrich Schlegel*), eine so starke Bearbeitung, dass sie eigentlich ein Werk Schlegels darstellt (das allerdings noch immer nicht für die *Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe* ediert worden ist). Buschmeier interpretiert sie als Diaskeue, wie sie F. A. Wolf für den Entstehungsprozess der homerischen Epen untersucht hatte, d. h. als kreative Verknüpfung rhapsodischen Materials durch die antiken Philologen, die auf diese Weise selbst zu Autoren wurden.

Was Buschmeier an den Philologen grundsätzlich kritisiert, nämlich die Selbstermächtigung über den Text, wird bei Schlegel zur »Form nachträglichen Anschlusses« (S. 138) glorifiziert, die der rein anti-

198 quarischen Aneignung überlegen ist. Diese wiederholte Rede von der Ermächtigung ist prekär; es bleibt unklar, was sie überhaupt besagen will. Wenn sich jemand der Texte ermächtigt, dann sind es doch wohl die Literaten selbst, und zwar mit gutem Recht. Wer ausgerechnet die Philologie dafür an den Pranger stellt, bleibt dem so kritisierten wissenschaftlichen Objektivitätsideal ja verpflichtet, gegen das an sich nichts einzuwenden ist, aber entscheiden sollte man sich schon. Der Hauptunterschied scheint darin zu liegen, dass die Philologie selbst keine neue Literatur hervorbringt, sondern sozusagen nur passiv-parasitär von Dichtung lebt. Sollte dem so sein, liefe der systemtheoretische Ansatz ins Leere: zum System der modernen Literatur, das zeigt Buschmeier ja gerade auf wunderbare Weise, gehört das System Philologie unlösbar hinzu. Das vermeintlich lange Sündenregister der Philologie wird jedenfalls nicht im Einzelnen nachgewiesen, sondern bleibt eine Behauptung, deren Akzeptanz man in der traditionellerweise selbstkasteienden Zunft wohl stillschweigend voraussetzen kann. Eine gezieltere Berücksichtigung der Wissenschaftsgeschichte, keine Stärke der Arbeit, hätte ein komplexeres Bild geliefert. Allzu schnell wird vom kurz referierten Stand in der Antike zu Wolf gesprungen und von dort nach heute. Gefährlich nah laviert Buschmeier am Rande einer (nicht so sehr ir- als anti-rationalen) Kunstmetaphysik.

Freilich schlägt Buschmeier den Sack und meint den Esel: Friedrich Wolf et alii müssen v. a. für die Erbgeneration den Kopf hinhalten. Sein ahistorisch-essentialistischer und – man wagt einer von Luhmann inspirierten Arbeit ja kaum diesen Vorwurf zu machen – im Wesentlichen undifferenzierter Begriff der Philologie wird bei seinen Lesern auf die größten Vorbehalte stoßen. Mal bezeichnet Philologie das traditionelle Kerngeschäft aus Sprachgeschichte und Edition, mal die moderne Literaturwissenschaft (als eigentlichen Adressaten). Der Witz ist doch, dass sich die Philologie der Goethe-Zeit ja gerade nicht um Gegenwartsliteratur kümmerte – diese musste sich also keineswegs einer streng genommen ihr selbst gewidmeten Wissenschaft erwehren. Die von Buschmeier vorbildlich identifizierten philologieaffinen Strategien der Literatur lassen sich auch als Versuche deuten, endlich selbst die Aufmerksamkeit der Philologie zu erheischen. Um ähnlich gründliche und emphatische Studenten zu gewinnen wie die klassischen Texte, musste man sich diesen anverwandeln, gleichsam als Liebesbegehren an die *philia* der Philologen. Friedrich Schlegels Arbeiten zu

Lessing oder zu Goethes Wilhelm Meister sind darüber hinaus eben 199 gerade keine typischen Produkte der zeitgenössischen Philologie, sondern reflektieren diesen Prozess. Der für Schlegels frühe philologische Schriften zentrale Unterschied einer Philologie für die klassische und einer für die moderne (>progressive<) Literatur – den er freilich zu überwinden sucht – wird von Buschmeier etwas überhastet eingegeben. Zwar kann nicht nachdrücklich genug unterstützt werden, dass er so konsequent wie niemand zuvor Schlegels Kritik-Begriff aus der Philologie herleitet, aber die reflexive und philosophische Dimension sollte, sei es beim Begriff der Kritik oder an anderer Stelle, nicht fast vollständig ausgeblendet bleiben.

Die genauere Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Philosophie, mit Fichte, Schelling, Garve u. a., müsste auf der To-do-Liste zur fraglos sehr lohnenswerten Weiterführung der von Buschmeier angestoßenen Forschungsdebatten also ganz oben stehen. Das Verhältnis von Literatur und Philologie in der Goethe-Zeit kann eigentlich nicht anders als im Rahmen einer *ménage à trois* gedacht werden. Philologie und Literatur emanzipierten sich gemeinsam von Philosophie und Theologie; es war ja die Philologie, die die Literatur erst von den Herrschaftsansprüchen der Philosophie befreite, die für die Dichtung nur eine dienende Rolle vorsah. Andererseits kann man dergleichen Auslassungen dem Autor redlicherweise nicht zum Vorwurf machen: Buschmeiers ansonsten exzellent recherchierte Studie weist ja bereits einen beträchtlichen Umfang auf. Beurteilt man sie allein nach ihren Prämissen, wird man ihrer inneren Schlüssigkeit den Respekt nicht versagen. *Poesie und Philologie in der Goethe-Zeit* ist ein gewichtiger Beitrag zur schnell wachsenden Erforschung des Verhältnisses von Literatur und Philologie – und dabei selbst ein aufschlussreiches neueres Dokument dieser schwierigen, oft von gegenseitigem Missverständnis geprägten Verbindung.